

wußtsein der Christen gedungen ist, versteht Wilm Sanders die Passionsspiele in Oberammergau und die Reaktion des Publikums darauf. Seine für den Schriftenstand in Kirchen gedachte Broschüre will gerade den Katholiken ansprechen, der noch auf dem Wege der kirchlichen Verkündigung erreicht werden kann und ihm an einigen Beispielen zeigen, daß Oberammergau eine Sicht der Heilsgeschichte repräsentiert, die der wachsenden Glaubenseinsicht der Kirche, wie sie im Zweiten Vatikanischen Konzil zum Ausdruck kam, nicht mehr entspricht. Nachdrücklich legt er den Finger auch auf den unterschweligen Antisemitismus im Oberammergauer Passionsspiel, z. B. in der Farbsymbolik, die den Juden gelbe (bzw. gelb-orange) Farbe zuweist. Er mißt die Aussagen des Textes an der Aussage der Konzilserklärung und macht deutlich, daß schon von hier aus eine Reform dringend geboten ist. Verdienstvoll ist es, daß er den Abschnitt über das Verhältnis der Kirche zu den Juden aus der Konzilserklärung abdruckt und somit dem Leser die Möglichkeit des Vergleiches mit den inkriminierten Stellen gibt. Außerdem bringt er an weiteren Dokumenten die Predigt, die Kardinal Döpfner anlässlich der Eröffnung der Passionsspiele in Oberammergau am 16. Mai 1970 gehalten hat und die Stellungnahme des Ökumenischen Arbeitskreises (vgl. dazu Emuna [V/4] S. 246). Da ein großer Teil, nahezu die Hälfte der Besucher der Passionsspiele evangelische Christen sind, wäre es zu wünschen, daß auch für die Schriftstände in evangelischen Kirchen ein ähnlich handliches Bändchen herauskäme. W. E.

C. ALEXANDER: Der Fall Edith Stein, Flucht in die Chimäre. Frankfurt/Main 1969. Karmel-Verlag. 355 Seiten.

Wenn überhaupt von diesem Buch die Rede sein soll, so kann es nur in Superlativen geschehen: Es ist das schlechteste, unwahrhaftigste und geschmackloseste aller nur denkbaren Bücher über Edith Stein. Sage mir, wie du schreibst, und ich werde dir sagen, wer du bist. »Zeit meines Lebens war ich ein unbedeutender Mensch« (S. 7); für diesen, aber auch nur für diesen Satz tritt er den Tat- und Wahrheitsbeweis an. Zwar beteuert er immer wieder, hier zum erstenmal die volle Wahrheit über E. St. ans Licht bringen zu wollen, spricht aber auf S. 282 ganz unbefangen von der »Gedenktafel« (für E. St.), die ihn »zu diesem Roman« angeregt habe. Aber auch die unter Umständen höhere Wahrheit der Dichtung hat sich dem »unbedeutenden Menschen« so völlig entzogen wie die schlichten und eindeutig beglaubigten Tatbestände des Lebens seiner Heldin. Wo er berichtet, verfälscht er, wo er interpretiert, faselt er, wo er gar erfindet, verliert er vollends den Anspruch, ernst genommen zu werden. Allein mit Stilblüten könnte man Dutzende von Seiten füllen, mit Widersprüchen und Wahrheitswidrigkeiten Aberdutzende. Seine »These«: E. St., durch eine aufs kitschigste geschilderte, frei erfundene Liebesgeschichte zur »Konvertierung« gebracht, habe den Traum einer jüdischen Nation christlichen Glaubens genährt und sei dann in den Karmel eingetreten. Dessen »Gründer war der Prophet Elias, ein weltfremder Einsiedler und, wie nicht anders denkbar, ein Jude«, erfahren wir auf S. 211. »Auch heute noch verbringen die Mitglieder dieses Ordens ihr kärgliches Dasein in einer einsamen Zelle mit Beten und Fasten und essen kein Fleisch. Sie dürfen sich auch keine Gedanken machen, denn alles, was besteht oder geschieht, wird von

Gott und den ihn umgebenden Heiligen sowie von der zentralen Verwaltung der römisch-katholischen Kirche geregelt« (ebd.). Über die »Gedanken«, die sich die Karmelitin Theresia Benedikta a Cruce dann dennoch machte, heißt es: »Indem sie die Würdenträger und längst entschlafenen Heiligen der Kirche zum Gegenstand ihrer Betrachtungen machte, schränkte sie ihren geistigen Horizont immer mehr ein« (217). Und weiter: »Alle diese Werke von rein theologischem Charakter, aber aus philosophischer Sicht behandelt und von Kennerhand geschrieben, sind für die römisch-katholische Kirche von unermäßigem Wert... Für eine breite Leserschaft sind diese Werke jedoch, gelinde gesagt, von sehr relativem Wert« (219). Indessen nahm das Schicksal seinen Lauf. Kurz vor ihrem Tod in der Gaskammer habe E. St., tief enttäuscht darüber, daß Pius XII. nichts zu ihrer Rettung unternommen habe (über ihn fast 50 Seiten voller Mißdeutungen und Beschimpfungen), ihren christlichen Glauben als »Chimäre« erkannt. In ihrer letzten Nacht (auf einem Friedhof zwischen lauter Kreuzen!) »geriet sie ganz außer sich, stellte wirre philosophische Betrachtungen an, stammelte mystisch-religiöse Zitate vor sich hin, ... glaubte zu sehen, wie sich der Himmel spaltete und die göttliche Macht auf einem Schimmel herniederstieg, um die Seelen zu retten« (292). Sie lehnt ab, die letzte Ölung zu empfangen (!), »weil ich wieder Jüdin geworden bin«.

Das Buch ist alles andere als ein Beitrag »zur Förderung der Freundschaft zwischen dem Alten und Neuen Gottesvolk im Geiste beider Testamente«. Man kann sogar begründeten Zweifel haben, ob es – allen Beteuerungen zum Trotz – wenigstens im subjektiv guten Glauben geschrieben ist und ob der Verf. es mit seinem (in Frankfurt praktizierten) leidenschaftlichen israelischen Nationalismus ernst meint. P. Paulus Gordan OSB, Rom

JENNY ALONI: Der Wartesaal, Freiburg-Basel-Wien 1969. Verlag Herder. 186 Seiten.¹

In der Reihe: Neue Prosa des Verlags Herder erschien Jenny Alonis dritter Roman. Es ist ein kühnes Unterfangen, daß die Autorin in Form einer Ich-Erzählung das Schicksal einer Halbjüdin berichtet, die ihren Ursprüngen zu entfliehen suchte, ihre jüdische Mutter verleugnete und sich mit der NSDAP glaubte identifizieren zu können. Die Ich-Erzählung gibt sich als Tagebuchblätter, die an ihr ungeborenes Kind, die Tochter Lisa, adressiert sind. Die Erzählerin hat Zuflucht in einem Irrenhaus gefunden, das sie als den »Wartesaal« bezeichnet. Die Patienten gelten ihr als die »Passagiere« oder »Passantinnen«, es gibt keine Rückkehr in die Vergangenheit, es gibt keine andere Fahrt als in den Tod. Mit dem Fortschreiten der Krankheit verlieren die Patientinnen ihre persönlichen Züge mehr und mehr. Die Erzählerin verleiht ihnen Namen wie »Die Madonna«, »Die Prophetin«, »Die Seufzerin«, entsprechend den Rollen, in die die Kranken flüchten. Sie selber hat ein Bein eingebüßt, aber nicht dieser Verlust ist es, der sie wirklich quält, sondern das Versagen der Liebe. Vergeblich hat sie nach der Erfüllung in der Liebe gesucht, ihr Mann hat sie verlassen, ist ihr gegenüber schuldig geworden. Aber sie weiß auch um die eigene Schuld, die Unfähigkeit zu lieben. Auch ihrerseits war die

¹ Mit freundlicher Erlaubnis der Schriftleitung entnommen aus »Emuna-Horizonte« (V/5) S. 355.

Liebe, die sie suchte, nur eine Illusion. So blieb ihr Schoß verschlossen, das Kind ungeboren. Mit der Ungeborenen, Lisa genannt, pflegt sie Zwiesprache, sucht sich Rechenschaft über den Sinn ihres Lebens zu geben. Jenny Aloni ist mit dem Kranksein vertraut. Nach ihrer Flucht verdiente sie sich in Jerusalem als Werkstudentin ihren Lebensunterhalt als Abwäscherin, nach 1945 war sie Sozialarbeiterin und Fürsorgerin, im ersten jüdisch-arabischen Krieg, 1948 Sanitäterin im belagerten Jerusalem. Ihre Beschreibungen der Krankheitszustände sind präzise. Insofern hat der Waschzettel, den Prof. Friedrich Kienecker, Paderborn, verfaßte, nicht unrecht, wenn er schreibt: »*Ohne Chiffre*, das Unheil der Welt wurzelt im Mangel an Liebe. Die Stationen des Romans zeigen wie in einem Gegenbild, daß die Krankheit Leben, nicht ein äußerliches Verhängnis ist. Sie provozieren im Leser mit dem Bewußtsein für den heillosen Zustand den Willen, den Kampf um das menschliche Heil aufzunehmen. Die Verfasserin verbindet in ihrem Erzählstil die Nüchternheit medizinisch-genauer Beobachter mit dem Pathos der unmittelbaren Teilnahme.« Leider stehen jedoch diesen Partien andere gegenüber, die recht konventionell anmuten. Nicht immer hat sie abgegriffene Klischees vermieden. Besonders gilt dies für die Selbstdarstellung als Liebende. (Vgl. besonders S. 95 ff.) Trotz dieser Einwände stellt der Roman einen beachtlichen Versuch dar, sich mit der Frage des Schuldig-Werdens durch Lieblosigkeit auseinanderzusetzen.

W. E.

JOHN S. CONWAY: Die nationalsozialistische Kirchenpolitik. 1933–1945. Ihre Ziele, Widersprüche und Fehlschläge. Aus dem Englischen von Carsten Nicolaisen. München. Chr. Kaiser-Verlag 1969. 383 Seiten.

In sorgfältiger Übersetzung durch Carsten Nicolaisen liegt nun die umfassende Monographie von John S. Conway über die nationalsozialistische Kirchenpolitik 1933–1945 vor. Zunächst muß zu dieser Übersetzung ein Wort gesagt werden. Sie greift auf die deutschen Originaldokumente zurück, auch und gerade dort, wo es sich um im Original noch unveröffentlichte Dokumente handelt. Die englische Ausgabe bringt diese Dokumente nur in der Übersetzung. Die deutsche Ausgabe wurde gegenüber dem Original um einen Dokumentenanhang erweitert, der aus bisher im wesentlichen ungedruckten Quellen besteht. Leider wurde gegenüber der englischen Ausgabe auf ein gesondertes Literaturverzeichnis sowie auf den Abschnitt »Biographische Notizen« verzichtet, der in die Anmerkungen eingearbeitet wurde. Der Verfasser hat für die deutsche Ausgabe die ersten Abschnitte seiner Einleitung neu geschrieben. Dabei fällt auf, daß er der benutzten Literatur gegenüber nicht immer genügende Vorsicht walten lassen. So beruft er sich auf Friedrich Baumgärts Schrift über die Kirchenkampfliegenden und behauptet, Wilhelm Niemöller habe der SA vor 1933 aktiv angehört. Der Verlag sah sich daher genötigt, dem Buch einen Korrekturzettel beizufügen, gleich die erste Korrektur lautet: »D. Wilhelm Niemöller legt Wert auf die Feststellung, daß er der SA niemals angehört hat...« Zur Richtigstellung verweist er auf Niemöllers Autobiographie »Aus dem Leben eines Bekenntnispfarrers« Bielefeld 1961. Schon diese Notiz stimmt einigermaßen verwundert. Bei näherem Zuschauen gewinnt man den Eindruck, daß zwar eine umfassende Darstellung der nationalsozialistischen Kirchenpolitik vorliegt und daß zwei-

fellos viele Quellen benutzt worden sind, daß aber keineswegs alle Fragen befriedigend beantwortet werden, und daß auch nicht sämtliche Quellenpublikationen genügend berücksichtigt werden. Die Kontrolle wird durch das Fehlen eines Literaturverzeichnisses allerdings erschwert, ein Mangel, auf den wir schon hingewiesen haben. So hätte man erwarten sollen, daß in dem Abschnitt über die Haltung des Vatikans die Quellenpublikation der Historischen Kommission bei der Katholischen Akademie in Bayern, die von Konrad Repgen als Hauptherausgeber betreut wird, ausgiebig zitiert wird. Doch nichts dergleichen. Der große Band über den Schriftwechsel zwischen dem Vatikan und den deutschen Bischöfen aus dieser Quellensammlung scheint nirgends benutzt worden zu sein. Kein Wunder, daß manche Aussagen des Verfassers durchaus bestreitbar sind. Besonderes Interesse in unserem Zusammenhang hat der Abschnitt: »Versagen gegenüber den Juden.« Auch hier findet sich leider nur sehr viel Sekundärliteratur, zu wenig an Originalquellen, die gerade in diesem Zusammenhang besonders wichtig gewesen wären. Ob man pauschal behaupten darf, daß große Teile des Klerus wie der Laien antisemitische Gefühle hegten und an den Nürnberger Gesetzen und der Anwendung des Arierparagraphen keinen Anstoß nahmen, scheint mir in dieser Form zweifelhaft (S. 276). Die Bemühungen von Pastor Grüber werden zwar erwähnt, kein Wort fällt aber über die vergleichbare Tätigkeit von Frau Dr. Gertrud Luckner. Es stimmt auch nicht, daß erst im Spätherbst 1941 die Führer der christlichen Kirchen die Judenverfolgungen bemerkt hätten, wie der Verfasser suggeriert. Nun ist zwar freilich nicht zu leugnen, daß antijüdische Tendenzen durchaus auch unter Christen in Deutschland zu finden waren, daß es eine Anfälligkeit für bestimmte nationalsozialistische Thesen gab, hat Hermann Greive zuletzt in gründlicher Untersuchung dargestellt.¹ Jedoch nützen pauschale Verurteilungen niemandem. Diejenigen, denen eine Gewissensforschung nottäte, dürften sich exkulpiert fühlen, wenn die Beschuldigungen zu allgemein gehalten sind, diejenigen, die sich mit der Problemlage bereits befaßt haben, sind enttäuscht, keine genauere und sachlichere Information zu erhalten.

Das Buch ist ein weiterer Beweis dafür, daß auch heute, fast eine Generation nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges, die Erkenntnisse aus der jüngeren Geschichte noch nicht genügend erarbeitet sind, daß die Forschung zudem noch immer Lücken aufweist. Noch immer scheint es zu früh, eine wirklich befriedigende Gesamtdarstellung vorlegen zu können. Das vorliegende Buch kann nur als ein vorläufiger Versuch gewertet werden. Immerhin bietet es genug an interessanten Informationen, die eine Lektüre lohnen.

W. E.

¹ S. FR XXI, S. 117.

ADOLF FREUDENBERG (Hrsg.): Rettet sie doch! Franzosen und die Genfer Ökumene im Dienste der Verfolgten des Dritten Reiches. Die der deutschen Ausgabe teilweise zugrunde liegende Originalausgabe erschien 1968 unter dem Titel »Les Clandestins de Dieu-Cimade 1939 bis 1944«. EVZ-Verlag. Zürich 1969. 236 Seiten.

Pfarrer D. Freudenberg, der 1935 aus dem Auswärtigen Dienst des Deutschen Reiches ausschied und Flüchtlingssekretär des Vorläufigen Ökumenischen Rats wurde, hat mit diesem Buch die eindrucksvolle Hilfe des Ökumeni-